



Jürgen Natsch







**Jürgen Trabant**

**Romanische Passionen: Von der langue fraternelle zu den poetischen Charakteren des Denkens**

**1. Ma langue fraternelle**

Wie bei vielen von uns beginnt die Romanistik als Liebeserlebnis. Hier ist meines in fünf Etappen.

*1.1.* Nichts war in meinem politisch-kulturellen Leben wichtiger als die Begegnung mit dem Französischen. Im Frühling 1957, ich bin vierzehn Jahre alt, findet diese Begegnung statt. Ich bin ziemlich sicher, dass ich vor diesem Zusammentreffen noch niemals richtig Französisch gehört hatte. Ich lebte in der amerikanischen Zone Deutschlands. Das amerikanische Englisch war mir vertraut, aus dem Radio, AFN, und auch aus der Stadt, wo es amerikanische Soldaten gab. Aber wo hätte ich Französisch hören sollen? Im Radio gab es höchstens so ein bisschen olala-Frankreich im deutschen Schlager: „Ganz Paris träumt von der Liebe“. Also war mein Französisch-Lehrer in der Obertertia – da begann man die dritte Fremdsprache – der erste Mensch, von dem ich französische Sätze hörte. Es war eine Epiphanie. Es war, als hätte ich auf diese Töne gewartet. Ja da seid ihr ja! Ich habe vierzehn Jahre lang auf euch gewartet. Ihr seid meine Sprache. Euch zu hören und vor allem: euch zu produzieren ist ein körperliches Vergnügen. Und ich rase mit einem Freund mit dem Fahrrad im Frankfurter Stadtwald herum, und wir rufen – ganz verliebt – in den Wald: moi, foi [wa], der wunderbare Diphthong, und die herrlichen Nasale un bon vin [œ, õ, ê] und [ʒ] haben es uns angetan. Welch eine Freude: joie [ʒwa]! Und aus diesem Wald schallt es gewaltig heraus: Die Begegnung mit dieser Sprache führt in das Land und zu den Menschen, die diese, meine Sprache sprechen.

*1.2.* Zwei Jahre später, 1959, als sechzehnjähriger Junge war ich das erste Mal in Paris – auf der Durchreise in den Süden. Diese riesige und schöne Stadt war einfach überwältigend. Ich hatte vorher noch nie eine große Stadt gesehen, die nicht zerstört war. Der Krieg, der zuhause alles gezeichnet hatte, war hier anscheinend nicht gewesen. Es war alles heil. Auch die Sprache!

Ich treffe in Frankreichs Süden eine Frau, die vier Wochen lang geduldig mit mir in ihrer wunderbaren Sprache spricht. Es war die Mutter des Jun-

gen, mit dem meine Schule einen Schüler-Austausch organisiert hatte. Diese Frau, sie war institutrice, hat mir stundenlang alles erzählt, sie hat mich stundenlang alles gefragt. Sie hat gekocht – und das dauert in Frankreich bekanntlich lang! – und dabei gesprochen und mich zum Sprechen gebracht. Dabei konnte ich anfänglich kaum etwas sagen, mir fehlten die Worte und die dazugehörige Grammatik. Am Ende dieser vier Wochen kannte ich viele Wörter, und ich konnte ziemlich viel sagen – in dieser Sprache, die *Madame l'institutrice* mir geduldig geschenkt hat.

Ich wusste damals natürlich noch nicht, welche historische Funktion die instituteurs und institutrices für die französische Sprachgeschichte hatten: Der typische Lehrer oder Lehrerin der Troisième République hat ja nichts Geringeres getan, als den Franzosen das Französische beigebracht. 1882 wird in Frankreich die kostenlose Schulpflicht eingeführt. Und 1882 konnten ja mitnichten alle Franzosen Französisch. Frankreich war immer noch ein vielsprachiges Land, das ländliche Frankreich sprach nicht nur französisch, sondern auch bretonisch, baskisch, deutsch, italienisch, katalanisch, niederländisch, okzitanisch. Und viele Franzosen konnten das Französische nur sprechen, nicht aber schreiben. Denen, die das Französische nur sprechen konnten, haben die instituteurs die schriftliche und gebildete Form dieser Sprache beigebracht. Und denen, die es nicht einmal sprechen konnten, brachten sie Französisch bei. 1940, am Ende der Troisième République, als die Deutschen das Land überfielen, konnten die Franzosen Französisch.

Und nun, wir sind schon in der Fünften Republik, brachte die institutrice, also die République, dem deutschen Kind, dem Nazi-Kind, ihre Sprache bei. Es war das liebevolle Geschenk einer mütterlichen und politischen Zuwendung, es war das Geschenk einer Sprache für die Welt! Denn meine eigene Sprache, das Deutsche, war nach der Nazi-Herrschaft für den Verkehr mit der Welt nicht mehr geeignet. Französisch wird meine Welt-Sprache.

1.3. Die dritte der tiefen Begegnungen mit dem Französischen findet ein Jahr später statt. Ich treffe in Frankreich meinen Lebensfreund. Antoine Mendiharat ist ein literarisch und künstlerisch ungeheuer gebildeter Junge, von dem ich mehr französische Sprache und Literatur gelernt habe als von jedem anderen Lehrer. Wir werden mehrere Sommer lang über alles miteinander sprechen, auf Französisch, wir werden uns viele Briefe schreiben, wir werden über dreißig Jahre lang befreundet sein, bis zu seinem frühen

Tod. Durch diesen Freund wird das Französische meine Brudersprache, ma langue fraternelle.

Eine solche Freundschaft ist ein Wunder, ein Wunder französischer Menschlichkeit. Wir befinden uns ja im Jahre 1960 erst im fünfzehnten Jahr nach dem Ende des Krieges. Dieser ist natürlich präsent in den Köpfen der Franzosen. Es war ja erst gestern. Man wird ständig nach Hitler gefragt. Und niemanden hasst du 1960 als deutscher Junge in Frankreich mehr als Hitler, der dich zum Kind der größten Killer-Truppe der Weltgeschichte gemacht hat, und du weißt, dass du in der Welt eigentlich nichts mehr zu suchen hast. Die Ruinen, in denen du aufwächst, sind die steinernen Beweise für die Bestrafung dieses Verbrechens, das auch deines ist. Und nun schenken dir diese französischen Menschen ihre Freundschaft und ihre Sprache. Sie sind die Hand, die man dir reicht, damit du weiterleben kannst.

1.4. Ich habe dann dieses brüderliche Geschenk zu meinem Beruf gemacht: Französisch studieren. Ich wollte das eigentlich nicht, aber dann habe ich doch nicht widerstehen können. Französisch studieren bedeutete damals ja auch noch: andere romanische Sprachen studieren. Das Französische öffnete auf andere große und schöne Sprache. Als Schwester des Italienischen, Spanischen, Portugiesischen führt es hin zur großen romanischen Familie. Auch in dieser Hinsicht ist das Französische Welt-Sprache und Bruder- oder Schwestersprache zugleich.

Aber diese Offenheit der deutschen Romanistik ist auch eine Gefahr: Sie führt ja auch weg vom Französischen. Ich habe zum Beispiel nach der Promotion fast drei Jahre lang in Italien gelebt und italienisch gesprochen. Natürlich ist dadurch auch das Italienische eine mir teure Sprache geworden. Man kann zum Glück viele Sprachen lieben. Dennoch: an die langue fraternelle kommt es nicht heran.

1.5. Und schließlich: Die wirkliche Gefahr lauert im Abseits: Das Englische ist meine erste Fremdsprache gewesen, die ich mit großem Enthusiasmus gelernt habe, auch wenn es nicht die *révélation* war wie das Französische. Wie in der Welt-Sprachgeschichte, so wird auch in meiner individuellen Sprach-Geschichte das Englische immer wichtiger. Selbst das Leben von Romanisten wird in den Jahrzehnten der romanistischen Berufstätigkeit vom Englischen überwuchert. Die USA sind neugieriger als Frankreich, sie laden Leute ein. Frankreich tut so etwas nicht. In Amerika verbringe ich daher mehr Berufs-Zeit als in Frankreich. Ich schreibe zwar lieber auf Französisch, aber die wissenschaftliche Welt wird zunehmend

englisch – oder wie ich das nenne: globalesisch. Schließlich werde ich sogar fünf Jahre lang Professor für europäische Mehrsprachigkeit an einer englischsprachigen Universität sein, Inhaber des Chair for European Plurilingualism. Das war eine massive Attacke gegen meine langue fraternelle. Et en effet: Mon français fout le camp. Wenn auch nicht aus meinem Herzen, so doch aus meinem Mund.

## **2. Eugenio Coseriu: romanistische Orgien und strukturelle Passionen**

Mit dem anglophonen Ende der Berufstätigkeit als Wisdom Professor für European Plurilingualism an der Jacobs University in Bremen ist mein Ende als Romanistik-Professor deutlich markiert. Vielleicht war aber – trotz dieser wirklich passionalen Liebe zum Französischen und dann zum Italienischen – „Romanistik“ auch nicht meine wahre Passion. Zwar habe ich mich – nach einem kurzen Besuch in der Jurisprudenz – mit großer Begeisterung in das Studium der Romanistik (und der Germanistik und Philosophie) gerettet. Aber die Passion, die mich beim Studium der Romanistik erfassen sollte, war doch eine andere: eine Passion für Theorie und Philosophie der Sprache.

2.1. Ich hatte nämlich das unglaubliche Glück, dass ich gleich im ersten nachjuristischen Semester Eugenio Coseriu begegnete. Er war als junger Professor aus Uruguay nach Frankfurt gekommen. Er war ein italienisch denkender Rumäne, der deutsch sprach und dem zuzuhören mühsam war. Aber was er zu sagen hatte, war so unglaublich faszinierend, dass man nur verzaubert sein konnte. Es war auch ganz klar, dass man sich einem Genie gegenüberfand. Er konnte alles, er konnte alle romanischen Sprachen (und die slawischen und Latein und Griechisch und und und), er brachte die modernste Linguistik mit, und er beherrschte die gesamte Philosophie seit Platon und Aristoteles (den er wohl von allen Philosophen am meisten schätzte). Linguistik war bei ihm gleichzeitig Philosophie. Die erste Vorlesung ging über das romanische Verbalsystem. Da ging es natürlich auch um die mit dem Verb verbundenen Kategorien wie Zeit, Handlung, Aspekt, Wahrnehmung, also auch um Philosophie. Und dann waren diese Vorlesungen subtil strukturiert, von kristalliner Klarheit und überwältigendem Scharfsinn. Coseriu war neu in Frankfurt und ein bisschen spät gekommen im Semester, so dass nur ganz wenige Studenten in sein Seminar gingen. Wir wenigen, die wir das Seminar besuchten, wurden von diesem so eindrucksvollen Lehrer intensiv und väterlich betreut. Und dieser genia-

le Mann war gleichzeitig ein romanischer Mensch: lebendig, warmherzig, leidenschaftlich. Die Bewunderung war grenzenlos.

Es war völlig klar: Ich wollte so werden wie der. Da ich keinen Vater hatte, habe ich mir damals diesen Professor als Vater adoptiert. Und ich hatte das große Glück, dass dieser sich nicht gegen diese Vater-Adoption sperrte (und mich also umgekehrt auch als seinen universitären Sohn schätzte). Zu meinem französischen Bruder hatte ich nun auch einen romanischen Vater. Glücklicher kann kein Romanist sein. Eine romanische Frau habe ich dann nicht geheiratet, hier wurde ein hanseatisches Gegengewicht geschaffen. Aber immerhin haben wir auf dem Kapitol in Rom geheiratet. Romanistischer kann man nicht verheiratet sein.

Vater Coseriu nahm mich mit nach Tübingen. Dort haben wir alle romanischen Sprachen mit ihm studiert (außer Französisch, das überließ er seinem Kollegen Wandruszka und den Alt-Romanisten): Es gab Kurse über spanische, italienische oder portugiesische Sprachgeschichte und historische Grammatik, gehalten in diesen Sprachen. Seminare über Altspanisch, Altitalienisch, Altprovenzalisch, Neapolitanisch, Sardisch, Camões. Es war eine romanische Sprachenorgie, in die uns unser Meister mit tiefster Gelehrsamkeit und in atemberaubender Brillanz stürzte. Natürlich war es Pflicht, die Sprachkenntnisse in den romanischen Ländern zu vervollkommen. Die Ferien verbrachte man in Kursen in Italien, Spanien, Portugal und Rumänien. Dass man Französisch konnte, wurde vorausgesetzt.

2.2. Aber über die Romanistik hinaus und mit ihr verbunden gab es Vorlesungen und Seminare über den Strukturalismus, über Chomsky, über Sprachtypologie, über Stilistik, über Textlinguistik und die Serie der Vorlesungen über die Geschichte der Sprachphilosophie. Das eigentlich Aufregende bei Coseriu war zwar romanistisch eingebettet, ging aber doch entschieden über die Romanistik hinaus, nämlich seine Erneuerung der Sprachwissenschaft. Die Modernisierung der Linguistik ging seit den 30er Jahren wesentlich von der französischsprachigen Linguistik aus. Die deutsche Sprachwissenschaft – vor allem die Germanistik – hatte die Inspiration für die allfällige Erneuerung eher bei Humboldt gesucht. Den *Cours de linguistique générale* fanden die deutschen Sprachwissenschaftler nicht besonders anregend. In der romanistischen Sprachwissenschaft, die den französischen Sachen natürlich näherstand, wird nun aber der *Cours* doch noch das Grundlagen-Buch einer neuen Linguistik, einer strukturellen synchronischen Sprachwissenschaft. Aber das geschieht auf eine ganz bestimmte Art und Weise, nämlich auf der Basis einer *Kritik* des *Cours*.

Und diese Wende der Linguistik hat einen Namen in Deutschland, nämlich den von Eugenio Coseriu.

Die Sprachwissenschaft, die Coseriu in Tübingen etablierte und die dann großen Erfolg in Deutschland hatte, gründet auf einer kritischen Lektüre des *Cours*, die er in den Jahren in Uruguay auf Spanisch ausgearbeitet hatte (da traf es sich gut, dass ich schon in der Schule Grundkenntnisse des Spanischen erworben hatte). Alle wesentlichen Elemente des *Cours* sind in Coserius Linguistik präsent: Synchronie/Diachronie, langue/parole, System, Opposition, Zeichen, arbitraire, Form/Substanz. Aber alle diese Elemente erscheinen in einer transformierten Form, nach einer gründlichen Kritik, Analyse und Korrektur des *Cours*: Der Titel des Hauptwerks von Coseriu: *Teoría del lenguaje y lingüística general* (1962) bezieht sich natürlich auf die linguistique générale des *Cours*. Und das erste Buch Coserius ist ein Musterbeispiel der kritischen Lektüre des *Cours*: *Sincronía, diacronía e historia* (1958). Die beiden zentralen Termini des *Cours*, Synchronie und Diachronie, werden durch einen dritten ergänzt, der zwischen beiden vermittelt: „Geschichte“. „Sistema, norma y habla“ (1952) analysiert und baut die Opposition von langue (System) und parole (habla, Rede) aus, und wendet den Fokus des *Cours* radikal auf parole: Coseriu begründet ja gerade eine „lingüística del hablar“, eine Linguistik des Sprechens, gegen die Linguistik der „langue envisagée en elle-même et pour elle-même“ (*Cours*: 317). Die Kritik am *Cours* ist bei Coseriu gleichzeitig Kritik an Louis Hjelmslev, der seit den 40er Jahren eine radikale *Cours*-Interpretation entwickelt hatte. Dessen Glossematik versteht sich als eine theoretische Präzisierung der Intentionen des *Cours*. So ist „Forma y sustancia en los sonidos del lenguaje“ (1954) auch eine Kritik des ultraformalen Strukturalismus der Glossematik, die von der berühmten Aussage des *Cours* ausgeht: „La langue est une forme, non une substance“ (*Cours*: 169). Und schließlich haben wir von Coseriu gelernt, dass das „arbitraire du signe“ (1967) mitnichten eine Erfindung Saussures ist, wie man es immer noch in Handbüchern der Linguistik lesen kann. Der *Cours* selbst behandelt das „arbitraire du signe“ durchaus als etwas längst Bekanntes. Es stammt ja auch von Aristoteles und hat eine jahrhundertelange Tradition. Coseriu zeigt, dass der *Cours* nicht sehr klar ist an diesem Punkt, und dann, über den *Cours* hinausgehend, dass die Sprache mitnichten arbiträr ist, sondern starke ikonische (oder ikonische) Züge hat.

Trotz dieser kritischen Analysen, ja Dekonstruktionen des *Cours*, basiert die Tübinger Linguistik auf dem *Cours*. Denn im Zentrum der Coseriu-

uschen Linguistik steht als grundlegendes Theorem der strukturelle Gedanke, die Überzeugung also, dass die Sprache ein systematisches Ganzes ist, dessen Elemente sich durch Oppositionen definieren. Das verweist auf den *Cours* und gleichzeitig historisch tiefer auf die Humboldtsche Vorstellung von Sprachen als „feingewebten Organismen“, deren „Bau“ und „innerer Zusammenhang“ „systematisch“ zu erforschen seien. Die Sprache wird in strukturierten Zusammenhängen geformt, nicht nur in der Phonologie (Trubetzkoy) oder in der Grammatik, sondern auch in der Semantik.

Also: Wir jungen Tübinger Romanisten waren kritische Strukturalisten, Leser und Kritiker des *Cours* – und einigermaßen stolz darauf.

2.3. Trotz meiner passionalen sprachlichen und kulturellen Romanität – Paris war meine Hauptstadt, ich wäre gern dortgeblieben – ging mein wissenschaftliches Interesse eindeutig in die Richtung von Sprachtheorie und Sprachphilosophie. Coseriu bestärkte mich des Weiteren in meiner Passion für die Literatur. Wahrscheinlich kannte niemand die Literaturen der Welt so gut wie er. Er war einer jener Verrückten, die die *Divina Commedia* auswendig konnten. Mit Humboldt war mein Meister davon überzeugt, dass die Sprache in der Dichtung ihre höchste Form findet. Daher ist eigentlich auch Coseriu *Textlinguistik* (1980) – ein äußerst irreführender Titel – der Endpunkt seiner Sprach-Reflexion: In der Literatur – und um diese geht es primär in der *Textlinguistik* – kommt die Sprache zu sich selbst. Mit dieser Liebe zur Dichtung studierte ich in der Philosophie, meinem dritten Studienfach, vor allem Ästhetik. Wenn es noch – mit den romanischen Sprachen, mit dem Strukturalismus – eine weitere Passion gab in jenen Studienjahren, dann war es der Hegel-Rausch, dem ich mich hingeeben habe. Die Suche nach einer strukturell ausgerichteten Wissenschaft von der Literatur zeichnete sich ab.

Auch in Paris, wo ich ein akademisches Jahr verbrachte, studierte ich vor allem allgemeine Sprachwissenschaft bei Martinet an der Sorbonne und bei Benveniste am Collège de France. Le structuralisme war die Mode der Zeit, der ich mich mit Begeisterung anschloss. Vom Superstrukturalismus Louis Hjelmslevs, der Glossematik, war ich – bei aller Kritik, die Coseriu so scharfsinnig formuliert hatte – völlig fasziniert. Ich erinnere mich noch genau, dass Coseriu, als Hjelmslev 1965 starb, seine Vorlesung diesem großen Linguisten widmete und ihn als größten Sprachwissenschaftler nach Humboldt feierte. Hjelmslev hatte mit seiner mathematischen Präzision den *Cours* zuendegedacht. Was noch unklar war im *Cours*, war bei ihm messerscharf definiert: langue und parole, Form und Substanz, Zei-

chen und Symbol, interne und externe Linguistik, Denotation und Konnotation, Struktur und Opposition. Das war Wissenschaft! Und Wissenschaft suchte ich als Alternative zu den aus meiner Sicht subjektiven hermeneutischen Verfahren, denen ich in der Literaturwissenschaft begegnet war. Konnte man mit dieser herrlichen linguistischen Theorie nicht die Literatur-Analyse zur Wissenschaft machen? Sie sah ja – Saussure folgend – auch eine über die Sprache hinausgehende Wissenschaft von den Zeichen vor: die Semiologie. War nicht der literarische Text ein „Zeichen“? Ich versuchte also, eine *Semiologie des literarischen Kunstwerks* (1970) auf der Basis der glossematischen Theorie zu entwickeln. Heute betrachte ich dies als einen ziemlich gescheiterten Versuch. Der literarische Text ist eben doch kein (glossematisches) „Zeichen“, er ist eher eine „symbolische“ Größe, d.h. er ist strukturell nicht arbiträr wie die Sprache, sondern ikonisch – wie das Bild. Es ist heute auch klar, dass der Fokus auf die Struktur, also der saussurisch-linguistische Blick auf *langue*, das Prozesshafte der literarischen Kommunikation hintanstellt – auch wenn ich Sinngebung und Interpretation durchaus in mein strukturelles Modell einzubeziehen versuchte. Aber es war einfach herrlich, den radikalen Strukturalismus auszubuchstabieren und so die Debatte über den structuralisme nach Deutschland zu tragen.

Wir hatten allerdings keine Chance. Unsere italienischen Freunde – etwa Maria Corti, Cesare Segre oder Avalle – sind mit ihren Adaptationen strukturaler Ideen auf die Literatur berühmt geworden. In Deutschland war dies nicht möglich, weil hier der Strukturalismus (wie auch der literarische Marxismus) schon erledigt war, bevor er sich – durch einige jüngere Forscher – überhaupt entfalten konnte: Hans Robert Jauß hatte in *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft* (1967) gerade die sogenannte Rezeptionsästhetik als richtige Methode – 1970 auch noch bei Suhrkamp! – triumphal etabliert. Vorgetragen von einem großen Meister der Disziplin siegte diese Abart der guten alten Hermeneutik gegen Strukturalismus und Marxismus auf der ganzen Linie. Dagegen hatten wir Jüngeren keine Chance. Die Konstanzer ließen den jungen Herrn Doktor bei einer dortigen Vorstellung seines strukturellen Modells denn auch gehörig abblitzen (mein Gott, wie tief habe ich diese humiliating experience meines ersten wissenschaftlichen Vortrags, in Konstanz, als 27-Jähriger, verdrängt!).

### 3. Von den Zeichen zur Sprache und den poetischen Charakteren: Eco – Humboldt – Vico

3.1. Dank Umberto Eco blieb ich aber doch bei der Zeichenwissenschaft – und in der Romania, wenn auch nicht in der Romanistik: Durch die Arbeit an der deutschen Übersetzung von Umberto Ecos *Struttura assente* (1968, deutsch: *Einführung in die Semiotik*, 1972) lernte ich in Italien eine „Semiotik“ kennen, die nicht nur terminologisch die „Semiologie“ – und damit den Bezug auf Linguistik – hinter sich ließ. Dieser philosophische, von Peirce inspirierte Ansatz war besser geeignet als meine eigene linguistisch-saussuresche Semiologie, der Wissenschaft von der Kultur einen neuen disziplinären Weg zu weisen. Ecos „Semiotik“ fokussiert weniger auf die immanenten Strukturen der Zeichen als auf „Kommunikation“, also auf das semiotische Handeln. Der Peircesche Ausdruck „Semiose“ erfasste – statt des Strukturellen – programmatisch das Prozessuale der Zeichen. Das war der erfolgreiche Weg der Semiotik: Semiotik wurde als Wissenschaft der Kommunikation rezipiert und ausgebaut. Jedenfalls in Deutschland haben die Kommunikations- und Medien-Wissenschaften (Zeitungen, TV, Film) die Semiotik übernommen. Eine auf Kommunikation ausgerichtete Semiotik stellte diesen neuen Wissenschaften eine passende Theorie und Methode zur Verfügung. Die kognitive Dimension der Zeichen blieb dabei allerdings permanent unterbelichtet, bzw. wurde im Verfahren der Abduktion ebenfalls gerade als kommunikatives Geschehen gefasst, als rezeptiver Teil der Kommunikation, als Verfahren des Verstehens.

Die Etablierung der Semiotik als universitäre Disziplin ist in Deutschland nicht gelungen. Gelungen ist bestenfalls eine Semiotisierung der Wissenschaften von der Kommunikation. Immerhin haben wir ein paar Zeitschriften gegründet (zum Beispiel *Kodikas/Code* oder die *Zeitschrift für Semiotik*), die diesem Weg verpflichtet waren und die immer noch existieren. Mein Motiv bei der Weiterentwicklung der Semiotik war es weiterhin, die Disziplinen von den kulturellen Gegenständen zur Wissenschaft (mit einer ordentlichen Terminologie und einer wissenschaftlichen Methode) zu machen. In diesem Sinne habe auch ich damals eine kleine Semiotik geschrieben, in der ich mich geradezu manisch um die methodische Disziplinierung der Wissenschaft von den menschlichen Zeichen bemühte. Auch meine *Elemente der Semiotik* (1976) standen im Banne von „Kommunikation“: „Zeichen“ ist dort eine Handlung, die Zeigehandlung, mit der je-

mand einem anderen etwas zu verstehen gibt und dabei „kommunikative Intentionen“ verfolgt.

3.2. Ich war aber inzwischen Professor für *Sprach*-Wissenschaft geworden, nicht für Semiotik, musste mich also ausdrücklich um die (französische) Sprache kümmern, nicht um die Zeichen des Menschen in ihrer Vielfalt. Mein linguistisches Interesse galt allerdings weniger der Grammatik oder dem Wortschatz als nach wie vor dem Text, also der Sprache in Aktion. Mit Coseriu war ich zutiefst einer „lingüística del hablar“ verbunden. Mein Fokus auf textförmige Sprache führte gleichsam natürlicherweise zu Wilhelm von Humboldt, für den die Sprache ja vor allem Sprechen, *energeia*, war, der also Sprache primär als Rede fasste.

Man kann aber Humboldt nicht nur als einen Theoretiker der lebendigen Rede lesen, sondern muss diese Grundeinstellung notwendigerweise in den Kontext seiner weiteren philosophischen Einsichten in die Sprache und die Sprachen stellen: Humboldts Grunderfahrung ist das Erlebnis der tiefen Verschiedenheit der menschlichen Sprachen – in der Begegnung mit dem Baskischen, in Paris und in Spanien, übrigens. Humboldt erkundet die Gründe dieser Verschiedenheit. Dabei stellt er fest, dass Sprache zuvörderst Kognition ist, also denkende Weltaneignung, „Bildung des Gedanken“, und dass die Verschiedenheit der Sprachen eine Verschiedenheit des *Denkens* ist: Sprachen sind verschiedene „Weltansichten“, nicht nur verschiedene Laute, wie Europa seit Aristoteles dachte. Sprachwissenschaft ist also vor allem Wissenschaft des menschlichen Denkens. Humboldt weiß natürlich von der unausweichlichen Präsenz des Kommunikativen, von Ich und Du, im Sprechen. Aber Humboldts Begründung des allgemeinen Sprachstudiums im Anschluss an Leibniz und Herder ist doch gerade eine Wende zur kognitiven Welt-Aneignung, zur Sprache als „Verkörperung des Gedanken“. Humboldts Sprachwissenschaft ist in einem emphatischen Sinne kognitive Linguistik. Sie gründet auf einer ausdrücklichen Kritik des Zeichens und der Kommunikation. Der Feind humboldtscher Sprachwissenschaft ist die traditionelle Auffassung, dass Sprache primär der Kommunikation diene, also Zeichen sei. Humboldts Sprachdenken ist explizit Anti-Semiotik – gegen das Zeichen, gegen Kommunikation. Die kommunikativ-semiotische Auffassung von Sprache „tötet allen Geist“, wie Humboldt in seltener Entschiedenheit schreibt. Dies stellte natürlich meine bisherige semiotische Ausrichtung radikal in Frage.

Humboldt knüpft an die große Entdeckung des neuzeitlichen europäischen Sprachdenkens an, dass Sprache Denken ist. In der Begegnung mit der

amerikanischen Welt hatte Europa feststellen müssen, dass die außereuropäischen Völker in ihren Sprachen andere semantische und grammatische Kategorien haben als die bekannten europäischen Sprachen. Dass Sprachen verschiedene kognitive Systeme sind und nicht nur verschiedene kommunikative Laute, war nicht mehr zu übersehen. Dass das Denken mitnichten universell (europäisch) ist, sondern in verschiedenen Sprachen verschieden geformt wird, war eine mit dieser Entdeckung einhergehende Kränkung des europäischen Menschen – durchaus vergleichbar mit dem Verlust des geozentrischen oder europäozentrischen Weltbilds.

Für die Philosophen Bacon und Locke war diese Entdeckung eine Katastrophe: Volkssprachliches, populäres und partikulares Denken bedroht die Universalität der Wissenschaft. Wissenschaftliches Denken muss daher diese „idola fori“, diese bösen alten Götzen falschen Denkens, vertreiben und die Sprache reformieren. Die sprachpolitischen Exzesse der französischen Revolution bis hin zu den aktuellen semantischen Hexenverfolgungen im Namen politischer Korrektheit haben hier ihren Ursprung. Leibniz dagegen erkennt und schätzt die besondere kognitive Leistung der Sprache und transformiert Lockes Klage über die Verschiedenheit der Sprachen in eine Lobpreisung sprachlicher Verschiedenheit. Er sieht in den Sprachen einen kognitiven Reichtum, den es zu feiern und zu bewahren gilt. Diese Umwertung der Bacon-Lockeschen Klage durch Leibniz ist die Grundlage von Humboldts linguistischer Sprachphilosophie oder philosophischer Linguistik.

Humboldt habe ich drei Bücher gewidmet, den *Apeliotes* (1986), die *Traditionen Humboldts* (1990) und zuletzt *Weltansichten* (2012). Ich habe Humboldtsche Texte herausgegeben, seine Akademiereden *Über die Sprache* (1985), ein *Großes Lesebuch* (2010) mit Texten aus allen Bereichen seines Denkens und schließlich (2017) – zusammen mit Bettina Lindorfer – auch einen Band der *Schriften zu Sprachwissenschaft*, von denen wir in einem DFG-Projekt der Berliner Akademie inzwischen zehn Bände realisiert haben.

3.3. Humboldtisch ist mein Sprachdenken insgesamt geworden, und dies begründet meine sprachpolitischen Einmischungen. Nur auf der Grundlage einer humboldtischen Sprachauffassung lässt sich nämlich die Sprachenvielfalt Europas und der Welt verteidigen. Nicht nur in der gleichsam naturwüchsigen Ausbreitung des globalen Englisch aufgrund praktischer Kommunikationsnotwendigkeiten in der globalisierten Welt, sondern auch durch eine massive Propaganda für das Globalesische „for Europe and for

the World“ (van Parijs) seitens der Politik und der Sozialwissenschaften (die ja immer auch Eingriffe in die Gesellschaft sind) werden Sprachen nur als praktische Kommunikationsmittel – als „Zeichen“, wie Aristoteles gesagt hat – aufgefasst. Als solche sind sie in der Tat gleichgültig und können ohne Verlust durch ein möglichst effizientes Kommunikations-Austausch-Mittel, eben Globalesisch, ersetzt werden, welches als „transnationales sprachliches Kapital als Ressource in einer globalisierten Welt“ (Gerhards) akkumuliert wird. Die Leibniz-Humboldtsche Tradition hat die Sprachen aber als „merveilleuse variété“ der Operationen unseres Geistes gefasst und in den verschiedenen Sprachen verschiedene „Weltansichten“ entdeckt, deren kognitiven Reichtum es zu wahren gilt. Von einer solchen Auffassung her plädiere ich in *Globalesisch oder was?* (2014) für die europäische Sprachenvielfalt. Auch in meiner historischen Studie von Platon bis heute – *Mithridates im Paradies* (2003) – verfolge ich den europäischen Kampf um die Sprachen von einem humboldtschen Standpunkt aus. Mein *Gallischer Herkules* (2002) ist eine romanistische Parallelstudie zum europäischen Panorama des *Mithridates*, sofern diese französische Sprachgeschichte den Kampf Frankreichs für das Französische und damit gegen die Vielfalt der Sprachen darstellt. Sie kontrastiert die – nicht nur in dieser Hinsicht verschiedene – Geschichte des Französischen mit der politischen Geschichte des Deutschen. Dieses von der Romanistik überhaupt nicht wahrgenommene Buch zeigt im Übrigen auch, dass sich „Romanistik“ nicht lohnt: Niemand interessiert sich – nicht einmal die Romanisten – in Deutschland mehr für die französische Sprach-Welt. Meine im ersten Teil dieses Aufsatzes erwähnte Ankunft im Englischen – das ist natürlich ein dramatischer Schiffbruch – ist nicht nur ein Zeichen für die katastrophale Abwendung der Europäer voneinander, insbesondere der Deutschen von der französischen Kultur und Sprache, sondern auch für das Scheitern des Humboldtschen Sprachdenkens in der europäischen Kultur.

Das historische Panorama des *Mithridates* war auch ein Rückgriff auf Coserius Vorlesung über die „Geschichte der Sprachphilosophie“, die mir einst die historische Tiefe und Differenziertheit der philosophischen Thematisierung der Sprache bewusstgemacht hat. Der *Mithridates* konkurriert aber in keiner Weise mit dieser enzyklopädischen Geschichte, schon weil er ein einziges Problem behandelt, nämlich die Opposition von Einsprachigkeit (Paradies) und Mehrsprachigkeit (Mithridates) in Europa, und dabei durchaus sprachpolitisch denkt und das Globalesisch-Buch sozusagen historisch unterfüttert. Der *Mithridates* ist kein romanistisches Buch. Aber ich glaube, nur ein Romanist konnte es so schreiben, weil natürlich

die romanischen Sprachen, insbesondere Italienisch und Französisch, als die beiden bedeutendsten Kultursprachen Europas, fundamentale Texte zu dieser europäischen Diskussion beisteuern. Nach dem romanischen lateinischen Mittelalter (Dante) schreibt die europäische Kultur eben Volgare (Dante, Castiglione, Bembo, Speroni) und Französisch (Leibniz, Condillac, Rousseau, die Jakobiner; auch Locke wurde in französischer Übersetzung gelesen).

3.4. Und an dieser Stelle fügt sich nun schließlich meine Begegnung mit Giambattista Vico ein. Auch hier ist die Motivation keine romanistische, sondern eine philosophische. Allerdings: vermutlich kommt man nur als Romanist, mit einer gewissen Erfahrung mit und in Italien, von Humboldt und dem Problem von „Sprache und Denken“ in der Philosophie der Aufklärung gleichsam „natürlicherweise“ zu Vicos *Neuer Wissenschaft von alten Zeichen* (1994). Wie Humboldt auf Kant so antwortet Vico sprachphilosophisch auf Descartes. Hundert Jahre vor Humboldt gibt Vico nämlich die interessanteste Antwort auf die Frage der europäischen Philosophie nach der kognitiven Rolle der Sprache. Humboldt denkt die Sprache in die (sprachlose) Kantische Erkenntnistheorie hinein: Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken, sie ist die Einbildungskraft, die das Denken schafft und dieses in den verschiedenen menschlichen Sprachen verkörpert. Vico denkt – strukturell ganz parallel – gegen die sprachlose Erkenntnistheorie der kartesischen Philosophie und kommt zu ganz ähnlichen, wenn auch systematisch anders entwickelten Einsichten: Der Mensch erzeugt sein Denken mit den kognitiven Kräften des Leibes. Die *corpulentissima fantasia* erschafft das Denken in „poetischen Charakteren“, das heißt in visuellen und lautlichen Verkörperungen der geistigen Aktivität. Bei Vico verkörpert aber nicht nur die Laut-Sprache das Denken, sondern auch eine Vielzahl visueller Zeichen: Gebärden, Bilder, Zeichnungen, mythische Figuren. Die Lautsprache ist nur einer der semiotischen Zwillinge, die den *logos* poetisch erschaffen: „naquero esse gemelle le lettere con le lingue“ (SN44: 33), gemeint ist: „sie entstanden als Zwillinge, die visuellen mit den lautlichen Zeichen“.

Indem Vico über die Lautsprache hinausdenkt, ja diese als Zwillings anderer Verkörperungen des Denkens fasst, lenkt er mich nun doch wieder zu meinen semiotischen Anfängen zurück: zu den Zeichen des Menschen. Aber: sowohl Humboldts Philosophie der Sprache als auch Vicos Philosophie der poetischen Charaktere erzwingen eine neue Perspektive. Diese Semiotik ist nicht mehr nur linguistisch auf die strukturellen Eigenschaften

der Zeichen gerichtet, und sie fragt auch nicht mehr handlungstheoretisch nach kommunikativen Intentionen, sondern sie thematisiert die Zeichen des Menschen als Verkörperungen des *Denkens*. Es ist also die Perspektive einer *kognitiven* Semiotik. Ich nenne sie – einen von Vico benutzten griechischen Ausdruck (*sémata*) aufgreifend – *Sematologie*, gerade auch um sie von *Semiologie* (strukturell) und von *Semiotik* (kommunikativ) zu unterscheiden.

Vico ist ständiger Bezugspunkt gewesen für den Forschungskontext, in dem ich das Glück hatte, in den letzten Jahren arbeiten zu dürfen: in einer Forschergruppe, die über das Verhältnis von Bild und Sprache nachdenkt und dabei die neuesten Forschungen über das *embodiment* menschlichen Denkens reflektiert. Hier waren Vicos poetische Zwillingengeburt von Sprache und Bild – „nacquero esse gemelle“ – ebenso wie seine Philosophie der Phantasie und des Ingeniums immer präsent in einem gemeinsamen antikartesischen Kampf. Mein Denken ist mit Vico wie in einen Hafen heimgekehrt, im „desiderato porto di questa scienza“ (SN30: 122). Und dieser Hafen ist Vicos große *discoverta*, dass die Menschen Poeten sind und ihr Denken in „poetischen Charakteren“ manifestieren: „furon *Poeti*; i quali parlarono per *Caratteri Poetici*“ (SN44: 34).

Wie man sieht, ist dies zwar in einer romanischen Sprache gedacht, auf Italienisch. Und nur in ihr kann man das so denken, wie Vico es hier formuliert. Mein vermutlich letztes Buch heißt daher auch: *Giambattista Vico: Poetische Charaktere* (2019). Mit „Romanistik“ hat das aber, wenn ich mich nicht täusche, nichts mehr zu tun. Mein Leben war also nicht so sehr Romanistik als Passion als eher eine romanische Passion des Denkens.

**Publikationen (Auswahl)**

- *Zur Semiologie des literarischen Kunstwerks. Glossematik und Literaturtheorie.* München: Fink 1970.
- *Elemente der Semiotik.* München: Fink 1976.
- *Apeliotes oder Der Sinn der Sprache. Wilhelm von Humboldts Sprach-Bild.* München: Fink 1986.
- *Traditionen Humboldts.* Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990.
- *Neue Wissenschaft von alten Zeichen: Vicos Sematologie.* Frankfurt am Main: Suhrkamp 1994.
- *Artikulationen. Historische Anthropologie der Sprache.* Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998.
- *Der Gallische Herkules. Über Sprache und Politik in Frankreich und Deutschland.* Tübingen/Basel: Francke 2002.
- *Mithridates im Paradies. Kleine Geschichte des Sprachdenkens.* München: Beck 2003.
- *Cenni e voci. Saggi di sematologia vichiana.* Napoli: L'Arte tipografica 2007.
- *Was ist Sprache?* München: Beck 2008.
- *Die Sprache.* München: Beck 2009.
- *Weltansichten. Wilhelm von Humboldts Sprachprojekt.* München: Beck 2012.
- *Globalesisch oder was? Ein Plädoyer für Europas Sprachen.* München: Beck 2014.
- mit Jürgen Mittelstrass und Peter Fröhlicher: *Wissenschaftssprache. Ein Plädoyer für Mehrsprachigkeit in den Wissenschaften.* Stuttgart: Metzler 2016.
- *Poetische Charaktere. Sprache, Bilder und Wissen bei Giambattista Vico.* Berlin: de Gruyter 2019.

- Amerika 173  
 Bremen 174  
 Deutschland 171, 176, 178,  
 179, 180, 183  
 Frankfurt 171, 174  
 Frankreich 171, 172, 173  
 Italien 173, 175, 179, 184  
 Paris 171, 177, 178, 180  
 Portugal 175  
 Rom 175  
 Rumänien 175  
 Sorbonne 178  
 Spanien 175, 180  
 Tübingen 175, 176, 177  
 Uruguay 174, 176  
 USA 173
- Aristoteles 174, 177, 181,  
 182  
 Avalle, D'Arco Silvio 179  
 Bacon, Francis 181  
 Bembo, Pietro 183  
 Benveniste, Émile 178  
 Castiglione, Baldassare 183  
 Chomsky, Noam 175  
 Condillac, Étienne Bonnot de  
 183  
 Corti, Maria 178  
 Coseriu, Eugenio 174, 175,  
 176, 177, 178, 180, 183  
 Dante, Alighieri 183
- Descartes, René 184  
 Eco, Umberto 179  
 Fröhlicher, Peter 186  
 Hegel, Georg Wilhelm  
 Friedrich 177  
 Herder, Johann Gottfried 181  
 Hitler, Adolf 173  
 Hjelmslev, Louis 176, 178  
 Humboldt, Wilhelm von 175,  
 177, 178, 179, 180, 181,  
 182, 184  
 Jauß, Hans Robert 179  
 Kant, Emmanuel 184  
 Leibniz, Gottfried Wilhelm  
 181, 182, 183  
 Lindorfer, Bettina 182  
 Locke, John 181, 182, 183  
 Martinet, André 178  
 Mendiharat, Antoine 172  
 Mittelstrass, Jürgen 186  
 Peirce, Charles Santiago  
 Sanders 179  
 Platon 174, 183  
 Rousseau, Jean-Jacques 183  
 Saussure, Ferdinand de 177,  
 178  
 Segre, Cesare 178  
 Speroni, Sperone 183  
**Trabant, Jürgen** 171  
 Vico, Giambattista 179, 184,  
 185  
 Wandruszka, Mario 175

hat gelöscht: Jakobiner 183



